

Schweizer Revolution

Das Lucerne Festival mit Abbados Orchester und dem Projekt „Anschlag“

Die deutsche Revolution ist „wegen ungünstiger Witterung“, wie man weiß, in die Musik geflüchtet: Das Tscholtsky-Bonmot haben sich ausgerechnet Schweizer Festivalmacher am schönen Vierwaldstätter See zu eigen gemacht. Klar wird nicht, warum das reiche Lucerne Festival zum 75-Jahre-Jubiläum jetzt „Viva la revolución“ ruft – weil man an Wagners Devise „Kinder, schafft Neues!“ erinnert, an den „Urknall“ der Moderne 1913, Strawinskys „Sacre“?

Dabei ist der Gründungsmythos der größten Musikfestspiele der Schweiz durchaus weltpolitisch verortet, sie sind ein gefühlter Ableger der Festspiele Salzburgs: Als Arturo Toscanini 1938 dem nationalsozialistisch gewordenen Salzburg den Rücken kehrte, floh er nach Luzern – so wie er 1933 Nazi-Bayreuth Richtung Salzburg verlassen hatte. Der Wagnerianer Toscanini wollte in Luzern ein Zeichen setzen, er dirigierte im Park der Wagner-Villa im benachbarten Tribschen das „Siegfried-Idyll“. Das Ensemble, mit namhaften Solisten an den ersten Pulten, war die Urzelle des Schweizerischen Festivalorchesters. Und Toscanini kam auch im Folgejahr – von da an gab es in Luzern die Musikfestspiele.

Claudio Abbados Lucerne Festival Orchestra nimmt die Tradition des Toscanini-Orchesters auf, es bestimmt heute die Identität des Festivals. Gleich nach seinem Weggang von den Berliner Philharmonikern 2002 hat Abbado das Orchester gegründet, um mit vertrauten Musikerkollegen alljährlich in Luzern auf höchstem Klang- und Geistesniveau zu musizieren. Sie eröffnen stets das Festival mit hochrangigen Konzerten. Auch wenn Abbado jetzt nicht Musik mit Revolutionsanbindung dirigierte, er wählte doch ein Programm, in dem tragisches Heldentum die Hauptrolle spielt: bei Brahms, Schönberg und Beethoven.

Der Achtzigjährige wirkt am Pult bemerkenswert frisch, unverbraucht: Öfters hat er versichert, dass die Heilkräfte der Musik sein Leben, von Krebs bedroht, gerettet hätten. Er ergänzt es: Nach der Magenoperation habe er sich ungefähr wie nach einer strengen Fastenkur gefühlt, mit der Körperempfindung einer zuvor nicht gekannten Leichtigkeit und Intensität. Man glaubt das zu hören: Brahms' Tragische Ouvertüre wird quasi von ihrer drängenden Wucht und Klangmassigkeit befreit, sie ge-

winnt jäh an rhythmischer Brisanz, im Mittelteil eine wunderbar transparente Gruppendynamik der Holzbläser und Streicher. Der harsche Grundton der Ouvertüre bleibt eingebettet in ein symphonisches Gebilde, das seine ernste Botschaft der Heldenämmerung emotional zügelt, ohne sie zu nivellieren. So gestaltungshellbewusst, fast heiter klingt Abbados Altersstil.

Vor Beethovens heroische Dritte schob Abbado Zwischenspiel und den Gesang der Waldtaube aus Schönbergs frühen „Gurre-Liedern“, wo entfesselter Klangzauber in größter Orchesterbesetzung die Tragik des mittelalterlichen Märchens aufzeigt: „Weit flog ich, Klage sucht' ich und den Tod“ sinniert die Waldtaube, im herben Gesang von Mihoko Fujimura, bei ihrer Erinnerung an das ermordete Mädchen Tove, das ein König verbotenerweise liebte.

Das musikalisch Neue ist die zweite Säule des Festivals

Beethovens „Eroica“ weist gleich mehrfach auf ihr revolutionäres Potenzial hin: als ein Stück, das Beethoven zuerst dem Befreier Napoleon und, als dieser sich zum Kaiser krönte, enttäuscht nur mehr einem „heldenhaften Menschen“ widmete – sodann als jene Symphonie, mit der er seinen Orchesterstil und -ausdruck einer brüskten Wende unterzog. Abbado und die Seinen boten sie nicht dar als das von aggressiven Energien, Gewaltschüben erfüllte Stück, sondern mehr als das Muster eines symphonischen Prozesses – im Gleichgewicht von Artikulation und Formaufbau, Detailgenauigkeit der Phrasierung und Disposition im Großen. Das Orchester antwortete auf Abbados geschmeidige Zeichen mit leuchtender Klangschönheit.

Luzern ist nicht Salzburg, doch ebenso betörend in die zauberische Landschaft gefügt. Das Luzerner Festival schreitet aber konsequenter als das in Salzburg die Wege der zeitgenössischen Musik ab, in Workshops mit Scharen von Nachwuchsmusikern: Das musikalisch Neue ist neben Abbados Orchester die zweite Säule des Festivals – seit Michael Häfliger vor vielen Jahren als Intendant antrat. Und Pierre Boulez, der große alte Mentor des musikalisch Neuen, wacht als Dirigent und Lehrer über der Festival Academy. Leider hat sich der

87-Jährige bei einem Sturz so sehr verletzt, dass er jetzt nicht dirigieren kann, doch als Lehrer unbedingt mit dabei sein will.

Festivaleröffnung auch mit einer Uraufführung, aufgeladen durch das Risiko, zwei „unberechenbaren“ Künstlern der Schweiz gemeinsam ein Projekt anzuvertrauen: Ein Schriftsteller und ein Komponist, Lukas Bärfuss und Michael Werthmüller, schufen mit „Anschlag“ ein gezieltes Höllenspektakel, in dem Rockmusik und Streichquartett, flammende Operngestik und dadaistische Aktion in einen Ablauf gezwungen werden. Die Koproduktion mit dem Theater Basel hat Intendant Georges Delnon szenisch arrangiert, Bärfuss nimmt Zeugnisse aus der französischen Revolutionszeit und setzt sie um in Körper, malträtierte Körper historischer Figuren.

Eine zwölfteilige Textmontage verarbeitet exzentrische Erinnerungen zu dramatischen Texten, so den Lynchmord an einer französischen Hofdame von Lamballe, Berichte über Tierversuche im 18. Jahrhundert, Marats Traktat über Geschlechtskrankheiten oder die Atemnotrufe des ersten Porno-Stars Linda Lovelace. Atemlosigkeit: Grundbefindlichkeit von „Anschlag“.

Michael Werthmüller begann seinen Musikerweg am Schlagzeug in Rock- und Free-Jazz-Formationen, studierte bei Dieter Schnebel in Berlin, komponierte für Christoph Schlingensiefel. Er ist zu einer musikalischen Heftigkeit fähig, die ihre Stoßkraft harten Klangkontrasten verdankt. Dazu hat er sich der Mitarbeit des Schweizer „Hammond Avantcore Trio Streamboat Switzerland“ versichert, das explosive Klänge beisteuert zum Geschehen, das von einem Sängerrinnen-Trio hysterisch verkörpert (Clara Meloni, Anne-May Krüger, Ruth Rosenfeld) und einem Sprecher (Karl-Heinz Brandt) angefeuert wird. Ein Streichquartett beschwichtigt mit Einsprüchen des panischen Leisen. Das anderthalbstündige Gewaltstück – den Dirigenten Titus Engel streckt es am Ende zu Boden – stößt im Luzerner Rockschuppen Schüür auf stärksten Widerhall. Den kann höchstens Wagners gesamter „Ring“ mit den Bamberger Symphonikern unter Jonathan Nott noch steigern, der hier nur konzertant ansteht: Musiktheater in Luzern – dahin sehnt man sich ehrgeizig, aber ist von Salzburg noch weit entfernt. WOLFGANG SCHREIBER